

Oberleutnant Jens Kampmann, 28 Jahre,
Zugführer

Vorher: [...]

ZEITmagazin: In Deutschland ist die Gesellschaft immer noch gespalten darüber, ob dieser Einsatz sinnvoll ist oder nicht.

Kampmann: Meiner Meinung nach ist es richtig, dass wir in Afghanistan sind. Ich glaube zwar nicht, dass Deutschland am Hindukusch verteidigt wird, aber es ist notwendig, da unten ein sicheres Umfeld zu schaffen. Dafür gibt es ein UN-Mandat, also haben wir Deutschen meiner Ansicht nach nicht nur das Recht, sondern nach unserem Grundgesetz auch die Verpflichtung, aktiv zu werden. Nicht die Welt völlig zu befrieden, das ist unmöglich, aber den Frieden in der Welt zu mehren. [...]

ZEITmagazin: Zu Ehren ihrer gefallenen Soldaten haben die Kanadier einen Teil ihres Highways 401 in „Highway of Heroes“ umbenannt. In Deutschland gäbe es sowas nicht.

Das man als gefallender Soldat automatisch ein Held ist, sehe ich auch nicht so. Ich sehe Helden in jedem Bereich. Diese Highway-Umbenennung ist eine nette Geste, aber wir in Deutschland sind eine postheroische Gesellschaft. Wir Soldaten wünschen uns keine Heldenverehrung— aber wir wünschen uns, dass man uns beachtet. Normalerweise haben Soldaten in Deutschland mit sehr vielen Vorurteilen zu kämpfen und mit dummen Sprüchen. Da fühlen wir uns schon ein wenig verlassen, von der politischen Führung und unserer Gesellschaft. Gestern habe ich einen alten Zeitungsartikel gesehen, der an den Nationaltorwart Robert Enke erinnerte, ein Jahr nach seinem Selbstmord. Wenn ein deutscher Soldat fällt, erinnert sich in einem Jahr keiner dran. Das ist deprimierend.

NACHHER:

ZEITmagazin: Haben Sie sich manchmal die Sinnfrage gestellt, wenn Sie nicht rauskonnten?

Nein, ich habe vielleicht über das Kosten-Nutzen-Verhältnis nachgedacht, aber ich bin immer noch davon überzeugt, dass wir hierher gehören, dass wir den Menschen Gutes tun und dass Afghanistan auf jeden Fall diese Unterstützung verdient.

ZEITmagazin: Fühlten Sie sich bei den Afghanen willkommen?

In der Regel ja. Da ich ständig einen Sprachmittler bei mir hatte und wir oft gemeinsam mit afghanischen Sicherheitskräften ankamen, war das Aufeinanderzugehen recht einfach. [...] Aber die Dörfer waren unterschiedlich: Im einen leben Tadschiken, im anderen Paschtunen, Belutschen, Usbeken. Die einen sehen Isaf positiv, die anderen kritisch. In der Regel sind immer die Kinder die Ersten, die sich um einen scharen— aber wir sind auch in eine Ortschaft gekommen, wo die Kinder und Jugendlichen Steine nach uns warfen. Ein Dorfältester hat ganz offen gesagt, wir wollen euch hier nicht. Größtenteils war der Empfang aber sehr freundlich. Gelegentlich wurde ich sogar in die Moschee eingeladen und hätte all meine Waffen mitnehmen dürfen. Ich habe mich dann auf die Pistole beschränkt und auch meine Waffe ausgezogen, um dieses Vertrauen ein Stück weit zurückzugeben.

Quelle: H. Koelbl. *Was ist los an der Front?* In: ZEIT MAGAZIN Nr. 491.12.2011: 18-22.